

Nr. 198 Bromberg, den 31. August 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(2. Fortsetzung.)

In den nächsten zwei Tagen waren diese Nachforschungen vergeblich. So oft Oliver auch in den Nachbarpark hinüberspähte, von der ‚ti fi bel bel bel, war nichts zu entdecken. —

Als er am dritten Abend, von einem Bummel durch die Hafenkneipen heimkehrend, den Vorgarten durchschritt, bemerkte er, daß in einem Seitenzimmer des ersten Stockwerkes der Nachbarvilla noch ein schwaches Licht brannte. Leise ging er zu der Laube, die sich an das Gitter des großen Parkes lehnte, und schaute durch das dichte Blätterwerk zu dem Fenster hinüber. Er sah, daß es offen stand und daß der matt violette Schein von einer jener altmodischen, geschmacklosen Glasampeln kam, die für Haiti wohl noch der Inbegriff von Boudoir-Eleganz sein mochten. Viel mehr als die Ampel und ein Teil der Zimmerdecke war aber von der Laube aus nicht zu sehen.

Oliver setzte sich auf das schmale Holzbänkchen und ließ seinen Gedanken freien Lauf: Wahrscheinlich war dies das Schlafzimmer der schönen Tochter. Wenn man auf die Palme kletterte, die, drei Schritte von ihm entfernt, jenseits des Gitters stand, dann konnte man sicher hineinschauen. Sollte er es wagen? Würden sein Mut und seine Gewandtheit für ein solches Abenteuer ausreichen?

Doch ehe er noch einen Entschluß fassen konnte, tauchte drüben im Park ein Schatten auf, — eine Gestalt, die von der Straßenseite her lautlos heranschlich. Oliver duckte sich tiefer hinter die bergende Blätterwand und regte sich nicht. Die Gestalt kam immer näher und machte erst bei der Palme halt. So viel konnte Oliver jetzt trotz der Dunkelheit erkennen: Es war ein Mann, der seine Stiefel in der Hand trug. Nun stellte er sie am Fuße der Palme nieder, entledigte sich auch seines Rockes und hing ihn an das Gitter. Dann kletterte er mit der Gewandtheit eines Affen bis zur halben Höhe der Palme empor und verharrte dort in einer regungslosen Hockstellung, als sei er fest an den Stamm geleimt. Es war offenbar, daß er in das erleuchtete Zimmer hinüberstarrte. Nichts als sein schweres Atmen war vernehmbar in der Stille der Nacht.

Wenigstens eine Viertelstunde lang wartete Oliver, ohne sich zu rühren. Die Glieder begannen ihn zu schmerzen. Er überlegte, ob er nicht vorsichtig den Rückzug antreten solle.

Da gab es eine neue Überraschung: Die Wolken, hinter denen der Mond bisher verborgen gewesen, teilten sich. Wie durch einen Zauber wurden Bäume und Sträucher, Wege und Beete in silberhelles Licht getaucht, — aber auch der Rock, der da am Gitter hing: Es war eine prunkvolle, von Stickereien und Tressen strotzende und mit schweren Epauletten gezierte Uniform.

Mit einem Satz sprang der Mann vom Baum, ergriff Rock und Stiefel und rannte auf nackten Füßen davon. Es war ein riesiger, kohlschwarzer Neger.

Ein Kichern riß Oliver aus seinem Staunen und ließ ihn jäh zusammenfahren. „Wer da?" rief er und sprang empor, die Hände wie zur Abwehr von sich streckend.

„Moin, monsiou! Pas gagnin peur!„ Aus einem Winkel der Laube erhob sich Champagne und trat grinsend auf Oliver zu. „Ah, ah — Général Escandon colyou colyou ti fi bel bel!" Er drückte die Hände gegen das Herz und verdrehte schmachtend die Augen.

Gern hätte Oliver jetzt gefragt, ob diese Verliebtheit des Generals denn auch von dem schönen Mädchen erwidert werde. Aber auf solche vertrauliche Gespräche wollte er sich mit dem schwarzen Diener doch lieber nicht einlassen. Es war schon peinlich genug, daß er — ohne es zu ahnen — gemeinsam mit Champagne hier auf der Lauer gelegen hatte. So sagte er nur barsch: „Laß mich in Ruhe!" und ging mit raschen Schritten ins Haus.

3.

Es war ein Bild von phantastischer Buntheit, das sich Oliver Barring bot, als er an Edmond Girauds Seite den Trianon-Klub betrat. Dieser Ball war seit dem Regierungsantritt des Präsidenten Guillaume Sam das erste große gesellschaftliche Ereignis. Gegen zweihundert Menschen hatten sich versammelt: weiße, gelbe, braune und schwarze Menschen; Männer und Jünglinge, Frauen und junge Mädchen; Herren in Uniform, in Frack, in schwarzem Smoking, in weißem Dinner-Jackett; Damen in großen Abendroben von der neuesten Pariser Mode, in bunten Seidenfähnchen, in duftigen Sommerkleidern. Und diese operettenhaft anmutende schwatzende, gestikulierende, lachende Menge war in einem beständigen Wogen zwischen Saal, Terasse und Garten.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" fragte Edmond Giraud mit einer Genugtuung, als sei er der Schöpfer dieses festlichen Bildes und seiner Eigenart.

„Wahrhaftig, dieser Anblick übertrifft meine kühnsten Erwartungen", versicherte der junge Amerikaner. „Aber hier werde ich mich sobald nicht zurechtfinden."

Giraud lächelte nachsichtig. „Sie brauchen nur zu sagen, wen von den Herrschaften Sie kennenlernen möchten. Als Schriftführer des Klubs bin ich hier sozusagen zu Hause."

„Ist Präsident Sam eigentlich auch anwesend?" erkundigte sich Oliver. „Ich würde ihn zu gern einmal sehen."

„Der wird sich hüten, hierher zu kommen. Bei so vielen Menschen, unter denen er nur sehr wenige Freunde hat... Das wäre doch etwas zu riskant. — Aber Minister Lefèvre scheint da zu sein; dort sehe ich wenigstens seine Frau. Kommen Sie! Die wird Ihnen gefallen."

Giraud legte seinen Arm vertraulich um Olivers Schulter und schritt so mit ihm quer durch den Saal. Offenbar wollte er den Anschein einer intimen Freundschaft mit dem eleganten blonden Amerikaner erwecken.

Man kam nur langsam vorwärts, denn alle paar Schritte wurde Giraud von Bekannten begrüßt, denen allen er Oliver Barring vorstellte; erst einem Mulatten-Ehepaar, dann einem beweglichen gelben Männchen mit aufgeworfenen Lippen; einem behäbigen alten Herrn von tiefbrauner Hautfarbe mit schneeweißem Wollkopf und einer goldenen Brille; einem sehr hohen und schlanken Manne von ausgesprochen

indianischem Typ in einem Frack von unübertrefflich elegantem Sitz. Der eine war Kaufmann, der andere Rechtsanwalt, der alte Herr Besitzer einer Tageszeitung, der indianerhaft Aussehende Oberrichter am Kassationshof. Alle richteten ein paar höfliche Redensarten an Oliver. Doch von der natürlichen Herzlichkeit, der er bisher bei dem niederen Volk überall begegnet war, verspürte er hier nichts. Er hatte das Gefühl, als ob sich alle diese Menschen in einem geheimen Verteidigungszustand befänden. Obwohl Herren des Landes, schienen sie zu argwöhnen, sie würden von dem Weißen doch nicht für voll genommen.

Das Orchester begann einen Walzer zu spielen, ganz leidlich in Reinheit und Ausdruck des Tones, aber in einem unentwegten Forte. Die kleinen Gruppen von Schwätzern lösten sich auf. Man mußte die Mitte des Saales für die Tanzenden freigeben.

Giraud führte Oliver jetzt geradewegs auf Madame Lefèvre zu. Sie wendete sich von den zwei Offizieren, mit denen sie im Gespräch gestanden, ab und blickte dem Fremden mit einem ganz leisen Lächeln entgegen, einer scharmanten Mischung von Huld und Neugier.

„Madame, darf ich Ihnen einen jungen Freund vorstellen? — Monsieur Oliver Barring aus Washington, der Neffe von Monsieur Sprink. Er ist nicht in Geschäften hier, sondern eigens gekommen, um unser schönes Vaterland zu bewundern — und unsere schönen Frauen." Edmond Giraud kam sich ungeheuer weltmännisch vor, als er das sagte.

Oliver sah sich einer entzückenden Frau in einem raffiniert schicken und erheblich dekolletierten Abendkleid gegenüber. Sie war klein und zierlich, das hübsche Gesicht mit einem pikanten Stumpfnäschen war von matter Elfenbeinfarbe, das Haar leuchtete wie blank geputztes Kupfer.

„Das ist nun aber eine waschechte Pariserin!" dachte Oliver. Und wenn noch etwas gefehlt hatte, ihn in seiner Meinung zu bestärken, so war es ihr elegantes Französisch und die ganz freie Art, in der sie ihn begrüßte. Bei ihr war nichts von der mißtrauischen Zurückhaltung einer fremden Rasse zu spüren.

Man plauderte ein paar Minuten, zwanglos und vergnügt. Dann fragte Madame Lefèvre, ob Oliver tanzen wolle. Er verneigte sich mit geschmeicheltem Lächeln und legte den Arm um ihren schlanken Körper.

Sie hatten kaum drei Takte getanzt, da sagte Oliver: „Sie sind Pariserin, gnädige Frau, nicht wahr?"

Madame Lefèvre blieb mitten in der Bewegung stehen und fragte mit einem lauernden Ton: „Wie kommen Sie darauf?"

Hätte Oliver Barring jetzt gesagt, daß er es aus ihrer Sprache schließe, wäre wohl noch alles in Ordnung gekommen. Vielleicht hätte sie sich sogar geschmeichelt gefühlt. Aber er sagte: „Nun, das sieht man Ihnen doch auf den ersten Blick an."

Da ließ Madame Lefèvre ihre Hand von seiner Schulter gleiten und erwiderte kühl: „Sie irren sich, mein Herr. Ich bin Haitianerin, — Negerin."

Und nun erst sah es Oliver: Die dunklen Augen, die ihn da so zornig anfunkelten, waren echte Negeraugen. Madame Lefèvre aber entwand sich mit einer kleinen schnellen Drehung seinem Arm und kehrte ihm den Rücken.

Ganz bestürzt schaute ihr Oliver nach. Was für ein verrücktes Land war dieses Haiti! Seit Tagen hatte er die Beobachtung gemacht, daß sich jeder Haitianer um so mehr dünkte, je heller seine Haut war; die leiseste Schattierung schien dabei eine Rolle zu spielen. Und diese hellhäutige Dame war nun wieder beleidigt, wenn man sie für eine Europäerin hielt. — Scheu blickte er um sich, ob auch niemand diesen peinlichen Vorgang beobachtet habe. Dann suchte er sich ein Plätzchen an der Wand und blickte tief verstimmt vor sich zu Boden, überlegend, ob er nicht lieber dieses Fest verlassen solle.

„Sie fühlen sich gewiß recht unbehaglich unter all den fremden Menschen hier, Monsieur?" fragte da eine warme und freundliche Stimme.

Oliver blickte erstaunt auf. Vor ihm stand ein junger Mann, ein Mulatte; das runde braune Gesicht strahlte so viel menschliche Güte aus, daß Oliver seine Bedrücktheit sofort schwinden fühlte.

„Mein Name ist Barring", sagte er und streckte dem neuen Bekannten die Hand hin.

„Ich heiße Joseph Touzard. Wir sind nämlich Nachbarn; daher weiß ich schon von Ihnen."

„Dann ist Ihr Vater also der Besitzer der schönen weißen Villa?"

„Ja, ganz recht. — Haben Sie Lust, mit mir einen kleinen Gang durch den Garten zu machen? Es ist barbarisch heiß hier."

„Mit Vergnügen, Monsieur Touzard!"

„Ah, das tut wohl!" rief Joseph, während sie ins Freie hinaustraten, und fächelte sich mit einem kleinen Papierfächer, den er aus der Brusttasche gezogen. „Ich habe nämlich heute abend noch keinen Tanz ausgelassen."

„Und ich bin erst gar nicht zum Tanzen gekommen", erwiderte Oliver mit saurem Lächeln. „Madame Lefèvre hat mich nach den ersten Schritten einfach stehen lassen."

„Ich will es nur gleich beichten, Monsieur Barring, daß ich es beobachtet habe. Und deshalb habe ich mir auch erlaubt, Sie anzusprechen. Sie dürfen sich nicht darüber ärgern. Madame Lefèvre ist eine recht kapriziöse Dame. Glauben Sie bitte nicht, daß solches Benehmen hier üblich ist."

„Ich habe sie für eine Pariserin gehalten. Das ist doch kein Verbrechen."

Joseph Touzard brach in ein schallendes Gelächter aus. „O weh! Das ist wohl das Schlimmste, was Sie ihr antun konnten. — Und dabei haben Sie sogar zu fünfzig Prozent recht gehabt. Ihr Vater war nämlich Pariser und ein großer Halunke dazu. Er hat hier eine Haitianerin — eine Vollblutnegerin, aber dabei eine sehr schöne Frau — geheiratet und sie nach ein paar Jahren mit drei Kindern einfach sitzen lassen. Madame Lefèvre hat wohl von ihr ein Vorurteil gegen Europäer eingeimpft bekommen. Sie fühlt sich ganz als Tochter ihrer Mutter, als Negerin; und eine glühende Patriotin ist sie auch, das muß man ihr lassen. Aber das ist natürlich kein hinreichender Grund, sich ungezogen zu benehmen."

„Seltsam, daß sie eine so helle Haut hat, wenn ihre Mutter..."

„Oh, in dieser Beziehung können Sie hier in Haiti die verblüffendsten Beobachtungen machen. Sogar bei Geschwistern, die den gleichen Vater und die gleiche Mutter haben, finden Sie die verschiedensten Farben. Sehen Sie, da steht auch schon — deus ex machina — der lebende Beweis für meine Behauptung." Joseph Touzard winkte einem Herrn zu, der gerade an dem im Garten aufgestellten Büfett eine Erfrischung zu sich nahm. „Halloh, André! Komm doch einmal her! Ich möchte dich mit Herrn Barring, dem Neffen von Monsieur Sprink, bekannt machen."

Ein großer schlanker Herr mit ganz hellem Gesicht und hellblonden Haaren kam auf die beiden zu.

„Das ist mein Bruder, Doktor André Touzard", sagte Joseph; und mit einem aus Zärtlichkeit und Ironie gemischten Lächeln fügte er hinzu: „Ich bin sehr stolz auf ihn, — nicht weil er so hübsch weiß und blond ist, sondern weil er mit seinen fünfundzwanzig Jahren schon die Stellung eines Ersten Assistenten an unserem Regierungshospital bekleidet."

Oliver Barring sah in André Touzard ein ihm neues Phänomen vor sich und begriff nun auch den Sinn des spitzbübischen Lächelns von Joseph. Das Gesicht dieses hellhäutigen und hellblonden Mannes war durchaus das eines Negers; die Nase breit und flach, die Lippen wulstig, das Haar wollig; selbst die Augen waren trotz ihrer blauen Farbe Negeraugen.

Auch Doktor André Touzard erwies sich als sympathisch und liebenswürdig, obwohl ihm der Humor und die Warmherzigkeit seines Bruders zu fehlen schienen.

Während man plauderte, überlegte Oliver, wie er es auf schickliche Art bewerkstelligen könne, sich nach der Schwester zu erkundigen. Seine Neugier kannte jetzt keine Grenzen mehr. — „Sind Ihre Eltern auch auf dem Ball?" begann er listig.

„Mein Vater ist heute nicht hier", sagte Joseph. „Wenn Sie ihn aber kennenlernen wollen... Er wird sich sicher freuen, wenn Sie uns einmal besuchen."

„Und Ihre Mutter?"

„Unsere Mutter lebt schon lange nicht mehr. Sie ist schon vor siebzehn Jahren, bei der Geburt meiner Schwester, gestorben."

„Ach, Sie haben auch noch eine Schwester?" Oliver errötete, während er das fragte. Er kam sich wie ein ertappter Lügner vor.

Joseph schien es nicht zu bemerken. „Ja, sie ist auch hier auf dem Ball. Aber weiß der Teufel, wo sie steckt. — Hast du nichts von Diane gesehen, André?"

„Doch, sie ist gerade mit Vega in den Saal gegangen. Sie kann vom Tanzen ja nie genug kriegen."

(Fortsetzung folgt.)

Wochenende.

Skizze von H. R. Eckert.

Er hatte sein schmales, weißes Zelt aufgerichtet und war im Begriff, die vier hölzernen Pflöcke mit aller Kraft in die Erde zu hämmern. Das war nun nicht gerade von zwingender Notwendigkeit, aber es gab ein wonniges Gefühl von Kraft und Stärke, und Kraft und Stärke brauchte er gerade seit jenen Tagen, da ...

Plötzlich knirschten die Bremsen eines schmal vorschießenden Sportkabrioletts. Ein splitterfreies Fenster wurde lautlos heruntergerollt und ein hellblonder Wuschelkopf durch die freie Öffnung gesteckt.

„Verzeihung, wie weit ist es noch bis zum Forsthaus?" Die weiche, liebe, warme Stimme durchrüttelte ihn wie ein elektrischer Stromstoß. Sie! Sie! Nach all diesen langen Jahren ... Ungewollt trat er näher an das Kabriolett heran. Sein rechter Fuß stellte sich auf das Trittbrett.

„Kann ich Ihnen leider nicht so genau sagen. Vielleicht vier oder fünf Kilometer ..."

„Genau das, was ich schon meinte", hörte er eine etwas piepsige männliche Stimme. Sein Blick schluckte förmlich den kleinen, dicken Mann mit der glattrasierten Billardkugel im Polster neben ihr. Ihr Ehemann? Man sah es.

„Danke schön." Ihre volle und doch unmerklich zitternde Stimme schien auf einmal ganz nahe seinem Ohr. „Sie wohnen hier in diesem kleinen Zelt? So ganz allein?"

Er begriff ohne weiteres den Untergrund der Frage. „Ja", sagte er, „ich habe niemanden, mit dem ich ..." In der stillen Dämmerung schien ihm ihr rassiges Gesicht schöner denn je. Die blaugrauen Augen blickten — scheinbar — traumverloren über die Heide. Er fühlte ein Klopfen in der Herzgegend und zog den Fuß vom Trittbrett, um sich nicht zu verraten. Kälte trat in sein Gesicht. Männer, wenn sie stolz sind, lieben diese Schutzmasken.

„Finden Sie das Leben hier unterhaltsam?" fragte sie. Im Innern hörte man den kleinen dicken Mann ein Gähnen unterdrücken.

Er wußte wohl: eigentlich hätte es heißen müssen „Hast du Sehnsucht nach mir?" Er legte ein nachlässiges Dehnen in seine tiefe Stimme und antwortete: „Tja, was soll man machen? Augenblicklich Urlaub — nichts los in der Stadt ..."

„Kampieren Sie schon lange?" Schnell und warm kam diese Frage von ihren schmalen Lippen. Ihr Blick tastete über seine halbgeschlossenen Augen.

Er lächelte und beschloß, die Frage mißzuverstehen.

„Ja", sagte er, „ich benutze dieses Zelt schon sechs Jahre hindurch!"

Flammende Röte überzog ihre Wangen. Jetzt wußte sie, daß es dasselbe Zelt war. „Ach", sagte sie nur ganz leise, aber er kannte diesen ihren Ton. „Ich weiß", bedeutete er, „ich weiß sehr wohl, mein Freund, aber leider ..."

Plötzlich raffte er sich auf.

„Es ist herrlich hier draußen in dieser Einsamkeit", bemerkte er und wandte den Kopf vom Kabriolett weg gegen die untergehende Sonne, „man freut sich, wenn man tagelang keinen Menschen zu sehen bekommt." So, jetzt mußte sie begriffen haben, jetzt mußte sie endlich die Scheibe hochkurbeln und den Fuß auf den Anlasser setzen. Statt dessen schaute sie versonnen auf sein dunkelblondes Haar und sagte: „Ja, gewiß ist es herrlich hier!"

Ihr Antlitz sah wunderschön, sah tiefernst aus im Rahmen des blitzenden Metalls, das irgendwo in einer Automobilfabrik des Südens geschweißt und verchromt worden war.

„Nun müssen wir aber weiterfahren", rief sie und zog den Kopf ins Innere, „viel Glück für Ihre weiteren Ferien!" Ihre Augen schimmerten verdächtig blank, und die vorher so warme, weiche Stimme verriet jene künstlich gewollte Festigkeit, die schon so manche guten Vorsätze hat über den Haufen rennen lassen. Er wußte, daß sie damit gesagt hatte: „Vergiß mich und versuche glücklich zu werden."

„Danke, danke! Wünsche den Herrschaften dasselbe", rief er hinter dem Automobil her.

Sie schraubte den Wagen auf volle Tour, aber in der Kurve, dort, wo der Weg zum Forsthaus abzweigte, bremste sie noch einmal heftig, so daß der Wagen schlenkerte.

Das Schlußlicht flammte viermal grellrot auf.

Dann nahm der Wagen geräuschlos die Biegung und verschwand.

„Ihr letzter Gruß für mich!" dachte er bitter und lächelte schmerzlich, als er auf die leere Biegung starrte, wo die roten Schlußlichter für ihn geflammt hatten.

„Sie — also sie!" dachte er. Nachdenklich ließ er sich in das Heidegras fallen und zog ein Lichtbild aus seiner Brieftasche. Schon zuckten seine Finger, um es zu zerreißen — dann besann er sich. Ganz behutsam führte er das Bild an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf. Dann ließ er den Kopf weit nach hinten in das weiche hohe Gras sinken ...

Morgens um fünf lag noch immer der kleine Hammer neben dem Zelt, und die vier Pflöcke waren noch nicht eingeschlagen.

Gegen Mittag aber waren Mann und Zelt verschwunden ...

Neue Enthüllungen über französische Bilderfälschungen im Kriege.

Von Dr. R. F. Ling-Paris.

Über die Tätigkeit, die vom französischen Generalstab während des Weltkrieges auf dem Gebiet der Bilder- und Zeitungsfälschungen ausgeübt wurde, ist nur wenig bekannt geworden, weil den Beteiligten strengstes Schweigen auferlegt und selbst die große Pariser Presse nicht eingeweiht war. Ganz wird die Wahrheit vielleicht nie herauskommen, aber immerhin geben jetzt neue Enthüllungen sehr interessante Einblicke in diese Fälscherzentrale, die sich „Propagandazentrale gegen die Moral des Feindes" nannte und vom zweiten Bureau des Generalstabs geleitet wurde. Ihre Tätigkeit nahm besonders zu, nachdem Clemenceau Ministerpräsident geworden war. Auf sein Geheiß entwickelte die Abteilung eine erhöhte Energie. In den letzten Monaten des Krieges wurden nicht weniger als 900 000 gefälschte Manifeste im Monat verteilt, und ein französischer Artillerieoffizier hatte sogar die technische Möglichkeit studiert und gefunden, ganze Ballen dieser Papiermunition in die deutsche Front hinüber zu schießen.

Hergestellt wurden die Fälschungen in deutscher Sprache von der Pariser Nationaldruckerei. Es handelte sich übrigens nicht immer nur um gefälschte Schriftstücke; so wurde z. B. eine Rede Wilsons aus dem Jahre 1917 in deutscher Übersetzung in Millionen von Exemplaren verbreitet. Fälschung aber war die Nummer 641 der Straßburger Post vom 16. Oktober, die vollständig in Paris hergestellt wurde und falsche Nachrichten enthielt. Die Fälschung war sehr geschickt und mit denselben Buchstabentypen wie das Original gedruckt. Gefälscht war ferner eine Nummer der von Deutschland herausgegebenen „Gazette des Ardennes". Die Originalausgabe hatte eine Aufnahme enthalten, auf der man einen deutschen Feldgrauen sah, wie er seine Mahlzeit mit den Kindern seiner Quartiergeber teilte. Die Aufnahme war authentisch. Um den Eindruck zu verwischen, druckte man in Paris eine falsche Nummer der Gazette mit einer Zeichnung, welche die Gruppe karikierte und die Un-

terschrift trug „Wer würde glauben, daß ich ihre Mutter getötet habe?". In Frankreich wurde dann das Gerücht verbreitet, die Deutschen hätten diese französische Zeichnung benutzt, um die Photographie herzustellen! Überhaupt fälschte man grundsätzlich Originalaufnahmen und gab ihnen andere Auslegungen, wie ein Beispiel des „Matin" besonders deutlich zeigt. Es gab eine deutsche Aufnahme des Kaisers mit dem Kronprinzen, auf welcher der letztere eine Zigarre in der Hand hielt. Der „Matin" machte in seiner Nummer vom 1. Februar 1915 folgendes daraus: Die Zigarre war aus der Hand verschwunden, die infolgedessen wie eine geballte Faust aussah. Dann war das Gesicht des Kronprinzen retuschiert worden, so daß es aussah, als ob er aufgebracht seinen Vater mit der Faust bedrohte, und das Ganze erhielt die Überschrift: „Ihre Gesichter!". Eine Pariser Zeitschrift „Miroir" benutzte in ihrer Nummer vom 14. Februar 1915 eine Postkarte aus dem Jahre 1905, die Unruhen in Odessa abbildete. Man schnitt die Überschrift ab, veröffentlichte das Bild unter dem Titel „Die Verbrechen der deutschen Horden in Polen" und behauptete, sie seien in Lodz geschehen. Ein anderes Mal nahm man ein Bild aus der deutschen Zeitschrift „Ost und West" vom Jahre 1906 und verfertigte eine ähnliche Fälschung, die im „Journal" am 18. Februar 1915 als „Nach dem Durchzug der Barbaren" gebracht wurde und infolge ihrer geschickten Aufmachung Glauben fand.

Die Franzosen gaben aber auch eine Reihe von Veröffentlichungen in deutscher Sprache heraus, die an sich *echte, aber korrigierte Dokumente* enthielten. So benutzte die Postzensur Briefe deutscher Kriegsgefangener in Frankreich, um sie gehörig zurechtgestutzt in der Zeitschrift „Grüße an die Heimat" abzudrucken. Sie sollte den Deutschen zeigen, wie angenehm das Los der Gefangenen sei. Beigefügte Bilder mußten diesen Eindruck verstärken. Das Gegenstück waren die „Briefe aus Deutschland", deren Grundlage Briefe deutscher Angehöriger an die Gefangenen waren. Der bekannte Abbé Wetterlé redigierte die „Feldpost" und die „Kriegsblätter", die erfundene Reden und Aufrufe, darunter einen von Liebknecht, enthielten. Verfasser war außer Wetterlé der berüchtigte Zeichner Hansi. Der Pariser „Temps" fiel dabei auf die Fälschungen herein und erfand selbst noch zu einer angeblich auf dem Potsdamer Platz in Berlin veranstalteten Kundgebung folgendes hinzu: „Der Redner konnte nicht weitergehen. Einen Augenblick später verhaftete ihn die Polizei und zerstreuten berittene Schutzleute die Menge." Ebenso wurde das „Journal des Débats" durch eine französische Fälschung getäuscht. Man hatte einen Aufruf in deutscher Sprache mit der Überschrift „Bayern! Landsleute!" hergestellt, der in Bayern separatistische Tendenzen erwecken sollte. Zu Beginn des Jahres 1918 wurde ein Abdruck in Vincennes bei Paris gefunden und dem „Journal des Débats" gebracht, das tiefgründig und gelehrt die Aussichten der bayrischen Abtrennung erörterte und den Aufruf als Beweis für den Umfang der Bewegung ansah. Ein Redakteur äußerte sogar die Vermutung, ein bayrischer Flieger habe das Blatt nachts über Paris fallen lassen. Obwohl dem französischen Generalstab die Behauptung, ein deutscher Flieger sei unversehens nachts über Paris erschienen, nicht sehr angenehm war, konnte er doch nicht seine eigene Fälschung offenbaren. Ein Flugblatt, das zum Desertieren einlud, begann folgendermaßen in deutscher Sprache: „Deutsche Kameraden! Im Kampfe sind die Franzosen, Ihr wißt es ja, gefährliche und unerbittliche Gegner. Sobald aber der Kampf vorüber ist, zeigen sie sich als gutherzige Menschen." Den deutschen Soldaten, die etwa überlaufen wollten, wird dann versprochen: „Fürchtet Euch nicht. Es wird Euch kein Leid getan. Es sind in dieser Beziehung den französischen Truppen strenge Befehle erteilt worden." Dazugehörige Bilder tragen z. B. die Unterschrift: „Hier könnt Ihr sehen, wie Eure gefangenen Kameraden bei uns behandelt werden."

Unter den Erfindungen des Generalstabs ist z. B. die Gruppe der „Freunde der deutschen Demokratie" zu nennen, als deren Symbol die bekannte Freiheitsstatue am Eingang des Newyorker Hafens abgebildet war. Die Gruppe bestand nicht. Nach der Versenkung der Lusitania brachte „Monde illustré" am 21. August 1915 ein Bild, das eine von dem Ereignis begeisterte Menge vor dem Kaiser und seiner Familie zeigte. In Wirklichkeit handelte es sich um eine Aufnahme vom 31. Juli 1914 vor dem Berliner Schloß.

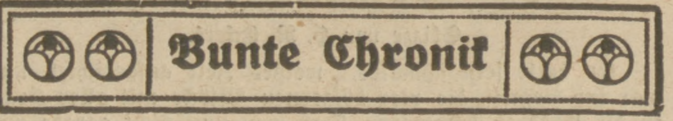
Leben.

Rufe die Nacht nicht zurück,
Lasse im Dunkel den Tod.
Suchst du der Seele Glück?,
Folge dem innren Gebot.

Folge nicht lahmender Schar,
Die an dem Wege verstaubt.
Leben wird offenbar,
Wenn du dem Leben geglaubt.

Steure das segelnde Schiff
Kühn in die wogende Flut.
Meer ohne Klippe und Riff
Ist wie der Leib ohne Blut.

Ferdinand Oppenberg.



Die Wundergrotte von Beauraing.

Der Erzbischof von Namur hat seine Einwilligung zu der Errichtung einer Basilika gegenüber der Wundergrotte von Beauraing gegeben. Der Bau wird mit den Spenden der Gläubigen finanziert. Vor einiger Zeit erregte die Erzählung eines von der Bevölkerung als heilig verehrten Einsiedlers großes Aufsehen, der in der Heiligen Grotte mehrmals die Jungfrau Maria erblickt hatte. Auch eine Klasse von Schulkindern hatte die Erscheinung gesehen. Als dieses Wunder bekannt wurde, kamen Tausende und Abertausende von Pilgern nach dem heiligen Ort, den ihnen der fromme Einsiedler Tilmant bezeichnete. Die Geldspenden, die an jener Stelle niedergelegt wurden, haben jetzt die ansehnliche Summe von rund 100 000 Mark erreicht. Unzählige Gläubige kommen auch herbei, um den Einsiedler zu besuchen, der in religiöser Ekstase von den Wundern der Heiligen Grotte erzählt, und auf dessen Anregung an jener Stelle eine Basilika errichtet wird.

Eine 19jährige im Kampf mit Banditen.

In Cincinnati, USA., wurde ein Restaurant von schwer bewaffneten Banditen überfallen, die die Gäste aufforderten, sofort sämtliche Wertgegenstände herauszugeben. Vor Schreck erstarrt standen die Gäste mit erhobenen Händen da und ließen sich die Taschen durchsuchen. Plötzlich krachte ein Schuß, einer der Verbrecher wälzte sich tödlich getroffen am Boden. Ein junges Mädchen war mit blitzenden Augen vorgesprungen und forderte die Gäste zum Widerstand gegen die Räuber auf. In der Hand hielt sie einen kleinen zierlichen Revolver, aus dem sie den tödlichen Schuß abgegeben hatte. Jetzt erwachten auch die übrigen Gäste aus ihrer Erstarrung und setzten sich zur Wehr, indem sie alle erreichbaren Gegenstände als Waffen verwandten. Ein wütender Kampf entspann sich, der jedoch zu Gunsten der Überfallenen entschieden wurde. Die Räuber ergriffen endlich die Flucht. Das mutige junge Mädchen, die 19jährige Studentin Rose Ruda aus Belgien, hat eine schwere Schußverletzung davongetragen und mußte in ein Krankenhaus gebracht werden.



Interview.

„. . . der große Filmstar ist immer bescheiden. Es gibt Augenblicke, in denen ich daran zweifle, der größte Filmstar der Zeit zu sein . . ."

Logik.

„Nie wird das Radio die Zeitung verdrängen."
„Wieso nicht?"
„Mit einem Radio macht man kein Feuer an."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.